

Shlomo Graber hat drei Konzentrationslager überlebt.
Ein Gespräch zum Erscheinen seiner Autobiografie.

«Wir haben
immer

mit falscher
Hoffnung
gespielt»

von Valentin Kimstedt

Shlomo Graber, 89, ist der letzte Überlebende des Todesmarsches von Görlitz, den die Nazis durchführten, weil die Rote Armee vorrückte. Zuvor war er in den Konzentrationslagern Auschwitz und Fünfteichen. Dutzende seiner Familienmitglieder kamen um, nur wenige überlebten.

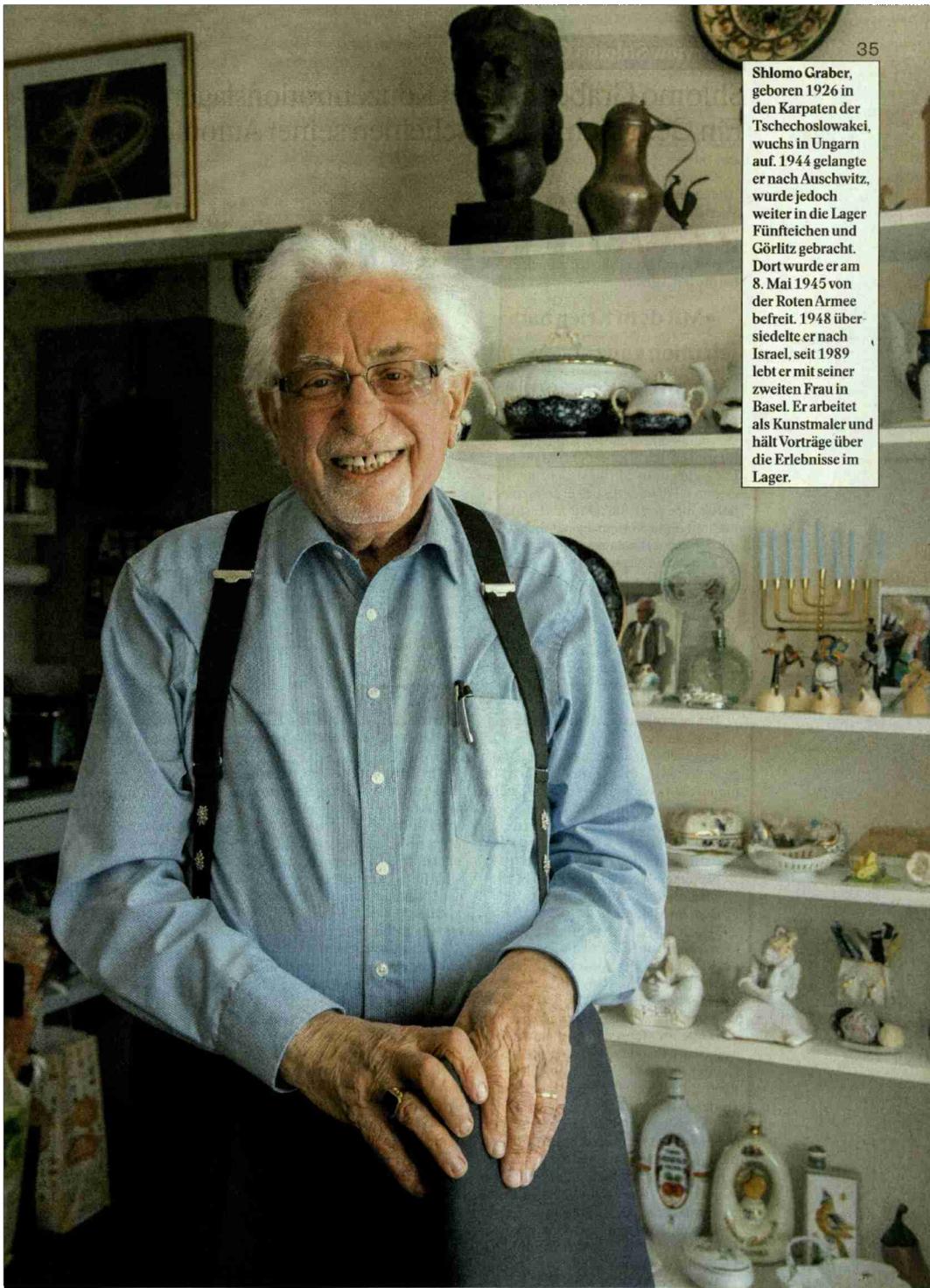
Nun hat Graber, der seit 26 Jahren in Basel lebt, zusammen mit dem Verleger Alfonso Pecorelli und dem Co-Autor Adrian Suter seine Autobiografie geschrieben. Wir nehmen es zum Anlass, ihn zu treffen. Als dann das Gespräch näherkommt, fragt man sich, wie man diesem Mann begegnen will. Wobei die Ausgangslage klar ist: Man kommt mit einer Mischung aus Betroffenheit, empfundener und erlernter, und mit einer nie abgerissenen Faszination für die Schrecklichkeit.

Lieber Geschichten als Gedanken

Entsprechend stellt man seine Fragen. Die Verständigung ist nicht ganz leicht; Deutsch ist nicht Grabers Muttersprache, er hört etwas schwer, und obwohl er etwas Junges an sich hat, ist sein Alter präsent. Manchmal erzählt Graber von etwas ganz anderem, als man gefragt hat, nicht immer ist sogleich klar, in welchem Jahrzehnt man sich befindet, und in jedem Fall erzählt er lieber eine Geschichte, statt einen Gedanken zu formulieren.

Das mag an Alter und sprachlicher Herkunft liegen, doch vielleicht sind auch die Fragen ganz falsch. Man möchte einen Holocaust-Überlebenden befragen und trifft stattdessen einen Menschen. Einmal sagt er: «Ich erzähle von mir aus selten von den Erlebnissen in den Konzentrationslagern. Die Leute sind es, die fragen. Das Gespräch führt dann meistens meine Frau und ich sage: Eigentlich ist sie die Holocaust-Überlebende. Obwohl sie 16 Jahre jünger ist als ich und Protestantin.»

Shlomo Graber, geboren 1926 in den Karpaten der Tschechoslowakei, wuchs in Ungarn auf. 1944 gelangte er nach Auschwitz, wurde jedoch weiter in die Lager Fünfteichen und Görlitz gebracht. Dort wurde er am 8. Mai 1945 von der Roten Armee befreit. 1948 übersiedelte er nach Israel, seit 1989 lebt er mit seiner zweiten Frau in Basel. Er arbeitet als Kunstmaler und hält Vorträge über die Erlebnisse im Lager.



Shlomo Graber, Holocaust-Überlebender ohne Bitterkeit: «Es ist besser, an das Gute im Menschen zu glauben.» FOTO: A. PREOBRAJENSKI

Der Fragende lernt in dieser Begegnung jedenfalls so viel über seine eigene Haltung wie über die Erlebnisse, von denen Shlomo Graber erzählt. Dass dabei auch viel aneinander vorbeigeredet wurde, soll im folgenden Interview sichtbar bleiben.

Als Graber zur Begrüssung aus einem Hinterzimmer seiner Wohnung an der Missionsstrasse kommt, steht an einem Tisch mit weiss glänzender Tischdecke schon ein Espresso für ihn bereit. Sein Verleger Alfonso Pecorelli, der ebenfalls anwesend ist, hat ihn hingestellt.

«Mit dem Krieg habe ich mich ganz abgewandt von der Religion.»

Graber nimmt Platz, rückt die Tasse zu sich heran und sagt: «Ich kann immer Kaffee trinken. Ich glaube nicht daran, dass er mir nicht guttut. Ich habe mal einen interessanten Forschungsartikel gelesen. Je einer Gruppe von Leuten wurde Milchkaffee mit und ohne Koffein ausgeschenkt. Die mit dem Koffein haben sehr gut geschlafen, die anderen schlecht. Ich habe allen Aberglauben abgelegt.»

Woran glauben Sie?

An die Natur. Sie ist das Einzige, was der Mensch nicht verändern kann. Ein Tsunami heute und vor 400 Jahren ist genau der gleiche. Mit dem einzigen Unterschied, dass heute die ganze Welt sofort davon weiss.

Das ist zunächst mal eine Tatsache, kein Glaube.

Ich glaube an das Prinzip, dass die Dinge im Kreislauf immer wiederkehren. (Er nimmt die Tasse und fragt den Fotografen, der im Hintergrund Aufnahmen macht) Darf ich eigentlich zwischendurch auch trinken? (lacht)

Bei dem, was Sie erlebt haben, ist es

bemerkenswert, dass Sie nicht bitter geworden sind. Glauben Sie an das Gute im Menschen?

Ja. Ich selektiere nicht, ob unter den Menschen jemand gut ist oder schlecht, auch nicht, ob er schwarz oder weiss ist. Alle sind gleich. Man sagt, in einem Korb voll Eier liegt immer auch ein stinkendes. Das stimmt, aber es ist besser, allgemein an das Gute im Menschen zu glauben. Und wenn von jemandem gesagt wird, er sei ein Gauner, brauche ich erst einen Beweis dafür. Zum Beispiel Deutschland: Ich habe all das Furchtbare erlebt, was die Deutschen im Zweiten Weltkrieg getan haben. Aber ich habe für mich beschlossen, dass die jüngeren Generationen damit nichts zu tun haben. Ich habe mal einen Vortrag über meine Erlebnisse gehalten, da kam eine 40-jährige Frau zu mir, fing an zu weinen und bat mich um Entschuldigung. Ich sagte ihr: Sie beleidigen mich! Sie gehören nicht zu dieser Generation!

Wie war es möglich, nach Ihren Erfahrungen im Holocaust den Glauben an dieses Gute zu erhalten?

Ich habe den Glauben, wie ich ihn als Kind gelernt habe, abgelegt. So sehr enttäuscht war ich von dem, was ich erlebt habe. Schon als Kind war ich in Zweifel. Wissen Sie warum? Mir wurden sehr verschiedene Sachen erzählt, deswegen wollte ich immer einen Beweis. Ich bin raus aus der Synagoge, ran an die Bücher und wollte einen Beleg. Mit dem Krieg habe ich mich ganz abgewandt von der Religion.

Was war geschehen?

Als wir in Auschwitz angekommen sind, stiegen wir aus den Waggons nicht aus, wir wurden rausgeschmissen. Wir waren wie blind, weil es in den Waggons völlig dunkel gewesen war. Sofort bekamen wir von den SS-Leuten Anweisung, alle Gegenstände abzugeben. Heute weiss man, warum, damals wussten wir es nicht. Ich sah einen

alten Juden mit einem Beutel, in dem er das Gebetstuch und den Riemen trug. Ein SS-Mann riss ihm den Beutel aus der Hand, schlug ihn und schmiss den Beutel zwischen die Räder des Bahnwaggons. Als Jude lernt man, dass man einen ganzen Tag fasten muss, wenn diese Gegenstände auf den Boden fallen. Ich war 17 Jahre alt, ich schaute hin und wollte sehen, was nun geschieht mit dem Mann, der das getan hat. Nichts geschah. Da sagte ich zu meinem Vater, der neben mir stand: «Vater, es gibt keinen Gott.» Die «Basler Zeitung» hat einmal diesen Satz von mir als Titel gesetzt, da schrieb mir eine Frau, eine strenge Katholikin, und sagte: «Wie können Sie das sagen! Gott hat Ihr Leben gerettet.»

Haben Sie der Frau geantwortet?

Das habe ich. Ich schrieb ihr zurück: «Madame, es tut mir sehr leid. Aber es gibt wohl zwei Götter. Einen, der mein Leben gerettet hat, sehr schön. Aber derjenige, der meine Familie vernichtet hat, ist auch ein Gott. An welchen Gott glauben Sie?» Sie hat nicht geantwortet.

«Ich halte etwas von der jüdischen Kultur, aber nichts von der Religion.»

Sie waren schon früh ein Zweifler?

Mein Vater war sehr fromm. Meine Mutter auch. Doch haben wir in einem Städtchen gelebt, in dem lauter nichtjüdische Bauern lebten. Das hat meine Mutter sehr gerne gehabt. Ich habe den Liberalismus von ihr geerbt. Sie hat Bücher gelesen, die man als Jude eigentlich nicht lesen darf. Und ich bin für sie in die Bibliothek gegangen und habe die alten Bücher gegen neue getauscht. Gott behüte, hätte der Vater davon erfahren! Wenn sie las, habe ich Wa-
che gehalten.



Von den Nazis lange nichts mitbekommen: Shlomo Graber als 21-Jähriger. FOTO: ZVG

Was stört Sie am religiösen Glauben?

Es ist wie mit dem «schädlichen» Kaffee: In den Religionen steckt sehr viel Aberglaube. Wenn du ein guter Mensch bist, kommst du ins Paradies, ein schlechter kommt in die Hölle. Die Juden warten für Milliarden Jahre auf den Messias. Das Leben im Glauben ist abstrakt. Das ging meiner Mutter und mir genauso. Das hat uns einander immer näher gebracht.

Bezeichnen Sie sich trotzdem noch als Jude?

Das Judentum ist zunächst eine Kultur und dann erst eine Religion. Ich halte etwas von der Kultur, aber nichts von der Religion.

Sie sind die ersten fünf Jahre Ihres Lebens bei Ihrem Grossvater aufgewachsen, den Sie sehr schätzten. Er war Rabbi und ist 1859 geboren, in einer weit entfernten Zeit...

Wann er geboren wurde, hat mich nie beschäftigt. Der Grund dafür, dass ich bei meinem Grossvater aufgewachsen bin, ist der: Meine Eltern haben 1925 geheiratet und zwei Wochen später gestritten. Da ist meine Mutter zurück zu ihrem Vater gegangen. Sie wusste nicht, dass sie bereits mit mir schwanger war. Als sie es dann bemerkte, wurde es geheim gehalten. Und als ich geboren wurde, war mein Grossvater mein Vater. Ich habe ihn sehr geschätzt, ja. Er war eine Erscheinung. Auch nichtjüdische Leute haben ihn begrüsst mit den Worten «Herr heiliger Mensch». Er war human. Ich war sehr stolz, sein Enkel zu sein. Und zu dieser Zeit sagte ich, ich wäre sein Sohn.

Wie haben Sie die Zeit erlebt, als die Nazis begannen, die Juden systematisch zu unterdrücken?

Ich bin in Ungarn aufgewachsen, in einem kleinen Städtchen. Mein Vater war sehr von seiner Arbeit absorbiert. Wir waren fünf Kinder, ich habe gemerkt, dass ich meine Mutter unterstützen muss. Ich habe dafür mit der Schule aufgehört. Als ich als Jugendlicher das erste Mal mit einem Mädchen geschlafen habe und nach Hause kam, lächelte sie mich an und fragte: «Und, wie war es?» Wir hatten einen sehr guten Kon-

takt; ich wollte einen Beitrag für die Familie leisten. Ich war mit zwölf Jahren Glaser, Schlosser, Bademeister, alles mögliche. Von dem, was die Nazis in Deutschland getan haben, habe ich lange nicht gross etwas mitbekommen.

«Ich habe Postkarten an meine Mutter geschrieben, obwohl sie noch am Tag der Ankunft vergast worden war.»

Was bedeutet Ihr Erlebnis der Konzentrationslager heute für Sie?

Ich habe eine gewisse Zufriedenheit, dass ich, obwohl ich im KZ allen Glauben verloren habe, von diesem alten Leben losgekommen bin und ein neues begonnen habe. Ich gebe Ihnen ein Beispiel: Hunger ist das schlimmste Gefühl, das ich kenne. Als er im KZ unerträglich wurde, habe ich beschlossen, dass wir aus dem Lexikon die Seite herausreissen, auf der das Wort «Hunger» steht. Denn je mehr man davon spricht, desto mehr Hunger hat man. Und wissen Sie was, es hat geholfen. Ausserdem ist für die jüdische Kultur Humor sehr wichtig. Gerade in schweren Zeiten. Man hat den Tag mit Humor überstanden. Noch ein Beispiel: Im Lager waren wir Häftlinge voller Läuse. Eines Tages hatte jemand eine gute Idee; er machte einen Strich auf den Boden und stellte etwas entfernt eine Kiste auf. Jedervon uns legte ein kleines Stück Brot in die Kiste, nahm eine Laus von seinem Körper und setzte sie an die Linie. Der, dessen Laus zuerst in der Kiste war, nahm sie und setzte sie zum Dank für den Sieg wieder zurück an den Körper.

Mussten Sie viele Erinnerungen verdrängen, um ein neues Leben zu beginnen?

Nein. Als wir aus Görlitz befreit wurden, wussten wir nicht, was mit unserer Familie

passiert war. Ich habe in dieser Zeit Postkarten an meine Mutter geschrieben, obwohl sie noch am Tag der Ankunft vergast worden war. Wir haben in Illusionen gelebt, immer mit falscher Hoffnung gespielt. Für viele hat die Religion eine Rolle gespielt, sie sind in eine gewisse Apathie geraten: Was hier passiert, ist Gottes Wille, fertig.

(Auf die Frage, die Shlomo Graber hiermit nicht direkt beantwortet, gibt er später einen anderen Hinweis:)

Wir haben später in Israel voller Ideale vom Leben in einem neuen Staat gelebt. Über den Holocaust wurde nicht gesprochen, niemand erzählte, wen er im KZ verloren hat.

Und heute?

Ich spreche selten über die Erlebnisse in den Konzentrationslagern. Die Leute kommen zu mir und fragen danach. Meist antwortet meine Frau. Eigentlich ist sie die Holocaust-Überlebende. (lacht)

Ist das Thema für Sie vorbei?

Nein. Es kann nicht vorbei sein. Ich halte viele Vorträge darüber und gebe jungen Leuten die Erinnerung weiter.

Wenn Sie auf Ihr Leben zurückschauen, was ist Ihr wichtigstes Erlebnis?

Wissen Sie was? Der Tag, an dem ich meine jetzige Frau kennengelernt habe. Das ist ein Fakt. Seit 27 Jahren bekommt sie von mir jeden Tag ein Kompliment.

Wie alt ist Ihre Frau?

16 Jahre jünger. (zu seinem Verleger Pecorelli) Merkt man das? Nein.

Danke für das Gespräch.

(Verwundert) Haben Sie auf alles Antwort bekommen?

Auf alles? Auf vieles.

Ja? Dann ist doch gut. Ich bin ein bisschen komisch, oder? (lacht)

tageswoche.ch/+qhfh1 ×

Shlomo Graber: «Denn Liebe ist stärker als Hass.» Riverfield, 400 Seiten. Veranstaltungen und Buchvernissage mit Shlomo Graber auf der Website des Verlags.

• www.riverfield-verlag.ch